

## Editorial

● Mit Migration und Fremdenfeindlichkeit beschäftigen sich die Beiträge dieses Heftes.

● Kenan Engin widmet sich im ersten Beitrag der weitaus größten Gruppe junger Flüchtlinge in Deutschland: jungen Syrern. Hauptsächlich anhand von UN-Dokumenten stellt er die bedrohlichen Lebensverhältnisse in Syrien dar, denen viele der jungen Flüchtlinge entkommen sind. In ihrer Heimat weitgehend von Bildung abgeschnitten, zur Kinderarbeit verpflichtet und nur sehr unzureichend gesundheitlich versorgt, haben sich diese Kinder und Jugendlichen – allein oder mit ihren Familien – auf den oft dramatischen Fluchtweg nach Mitteleuropa gemacht. Der Beitrag schafft eine Faktengrundlage für alle in der Jugendarbeit, die diese jungen Flüchtlinge zur Zeit gesellschaftlich zu integrieren versuchen.

● Willy Klawe beschäftigt sich im zweiten Beitrag mit der Lebenswelt junger Muslime und islamophoben Reaktionen in der Mehrheitsgesellschaft. Die Wahrnehmung und Einschätzung eines jungen Menschen mit Migrationshintergrund, so sein Befund, werde zunächst auf dessen Religion fokussiert und damit einschneidend reduziert. Dieser Fremdheitsdiskurs rufe bei einem Teil der jungen Zuwanderer eine Hinwendung zu islamistischen Gruppierungen hervor, zumal Diskriminierung und Ausgrenzung von Seiten der Mehrheitsgesellschaft in den letzten Jahren keineswegs nachgelassen hätten. Klawe verweist darauf, dass diese Jugendlichen in der Regel deutlich stärker familiär kontrolliert und verregelt seien als einheimische Gleichaltrige und damit in ihrer individuellen Selbstentfaltung stärker eingeschränkt, was auch ihre Geschlechtsrolle betreffe. Dennoch sei die Hinwendung zum Islam keine Rückbesinnung auf die religiösen Traditionen der Eltern, sondern eine Neuaneignung, um aus dem Islam Ressourcen für die Alltagsbewältigung in einem eher abweisenden Umfeld zu gewinnen. Besonders salafistische Strömungen des Islam, so Klawe, geben ihnen die Chance, sich vom Opfer zum Überlegen umzudefinieren.

● Kurt Möller, Janne Grote, Kai Nolde und Nils Schuhmacher gehen im dritten Beitrag der Frage nach, welche Strategie die Jugend- und Sozialarbeit nach den jüngsten Anfeindungen gegen – und den Übergriffen auf – Geflüchtete, nach den AfD-Wahlerfolgen und angesichts der Pegida-Bewegung in der Auseinandersetzung mit solchen Phänomenen verfolgen sollte. Die Bielefelder Studien von Heitmeyer u. a. zur gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit halten die Autoren in diesem Zusammenhang für wenig zielführend, da sie zu sehr erwachsenenzentriert seien. Sie greifen stattdessen auf Ergebnisse einer Studie zurück, die biografisch verankerten, pauschalisierenden Ablehnungskonstruktionen (PAKOs) bei Jugendlichen nachgegangen ist. Sie wählen einen Verstehensansatz, der problematische politisch-soziale Haltungen letztlich nicht auf ideologische Indoktrination zurückführt, sondern auf Erfahrungen, die im Zusammenhang mit Herausforderungen von Lebensbewältigung gemacht wurden. Die Autoren tragen wesentliche Befunde ihrer Studie vor und leiten daraus Konsequenzen für die Jugendarbeit ab.

### Die Autoren:

**Dr. Kenan Engin** ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Bonner Instituts für Migrationsforschung und interkulturelles Lernen (BIM).

**Willy Klawe**, Diplomsoziologe, war bis März 2015 Professor an der Ev. Hochschule für Soziale Arbeit und Diakonie in Hamburg und ist wissenschaftlicher Leiter des Hamburger Instituts für Interkulturelle Pädagogik (HIIP).

**Dr. Kurt Möller**, Diplom-Pädagoge, ist Professor für Theorien und Konzepte Sozialer Arbeit an der Hochschule für Sozialwesen in Esslingen.

**Janne Grote (M.A.)** ist Doktorand der Soziologie an der Bremen International Graduate School of Social Sciences.

**Kai Nolde (M.A.)**, Soziologe, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Hochschule Esslingen.

**Dr. Nils Schuhmacher**, Diplom-Politologe und Diplom-Kriminologe, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Hochschule Esslingen.

Kurt Möller/Janne Grote/Kai Nolde/Nils Schuhmacher

## Mit KISSEs gegen PAKOs

Wie die pädagogische Praxis mit pauschalisierenden Ablehnungshaltungen umgehen kann

Im Zuge gesellschaftspolitischer Phänomene wie PEGIDA, HogeSa, AfD-Wahlerfolgen, der aktuellen Konjunktur von Anfeindungen gegen – und Übergriffe auf – Geflüchtete, aber auch angesichts genereller politisch-sozialer Problematiken wie Migranten- und Schwulenfeindlichkeit sowie Antisemitismus drängt sich in z.T. bekannter, vielfach aber auch neuer Weise die Frage auf, wie mit diesen Phänomenen umzugehen ist. Auch die Sozial- und Jugendarbeit sieht sich herausgefordert, hierzu deutlich Position zu beziehen und geeignete Strategien zu entwickeln. Will sie dies tun, dann tut sie gut daran, zunächst zu fragen, was überhaupt über die sich in diesen Kontexten entfaltenden Ablehnungshaltungen und ihre Hintergründe wissenschaftlich bekannt ist.

### Die Konzepte GMF und PAKOs in Kürze

Wer nach themenbezogenem verlässlichen Wissen fragt, stößt unvermeidlich seit einigen Jahren auf die Forschungen zur sog. ‚Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit‘ (GMF) (vgl. v. a. Heitmeyer 2002-2012; Mansel/Spaiser 2013; Zick/Klein 2014; Zick/Küpper 2015). Aus der Sicht von Jugendarbeit und -forschung führen die in diesem Kontext erstellten Studien und ihre Resultate allerdings letztlich nur wenig weiter. Mindestens vier Mankos fallen besonders auf (zu einer umfassenderen Kritik vgl. Möller u. a. 2016):

1. Die GMF-Forschungsprojekte sind ganz weitgehend – bis auf die Untersuchung von Mansel und Spaiser (2013) – erwachsenenzentriert.
2. Menschen mit Migrationsgeschichte werden bislang nicht systematisch in die Auswertungen einbezogen.
3. Die zusammenfassende begriffliche Kennzeichnung der einzelnen untersuchten Einstellungsfacetten (Rassismus, Antisemitismus, Islamfeindlichkeit, Sexismus u. a.) als Syndrom von ‚Menschenfeindlichkeit‘ birgt Etikettierungs- und Stigmatisierungsaspekte in sich. Diese sind gerade in der Perspektive auf entsprechend orientierte junge Menschen und im Umgang mit ihnen problematisch, zumal ihnen doch zugestanden werden muss, noch in Entwicklung zu sein und keine mehr oder minder abgeschlossene politisch-soziale Identität zu besitzen.
4. Die Prozesse der biografischen (De-)Konstruktion solcher (und weiterer) Ablehnungshaltungen sowie damit einhergehender Diskriminierungsbereitschaften und Gewaltaktivitäten werden von der bisherigen GMF-Forschung nicht untersucht. Genau sie sind aber das, was Jugendarbeiter/innen zentral interessieren muss, denn mit ihnen sind sie alltäglich kon-

frontiert und in Bezug auf sie sehen sie sich aufgefordert, pädagogische Weichenstellungen zur Förderung und Entwicklung demokratischer Haltungen vorzunehmen.

In die damit grob umrissene Lücke stößt ein Forschungsprojekt, dessen Ergebnisse seit Kurzem vorliegen (vgl. Möller u. a. 2016). Im qualitativ-rekonstruktiven Längsschnitt hat es einerseits das Zustandekommen, andererseits die Distanzierung von pauschalisierenden Ablehnungshaltungen und entsprechenden Aktivität(sbereitschaft)en bei Jugendlichen (mit und ohne eigene oder familiäre Migrationsgeschichte) analysiert. Im Einzelnen handelt es sich dabei um herkunfts- und migrationsbezogene, antimuslimische, antisemitische, im Kontext der hegemonialen Geschlechterordnung angesiedelte, stilbezogene und territorialisierende Haltungen sowie Ablehnungshaltungen gegenüber gesellschaftlichem ‚underperforming‘. Im Mittelpunkt der Untersuchung solcher *pauschalisierender Ablehnungskonstruktionen* (PAKOs) stehen also nicht punktuell abgegebene Statements als Einstellungen, sondern *Prozesse der biografischen Herausbildung* von politisch-sozialen Haltungen, d. h. von Orientierungen und Aktivitäten, die graduell von der bloßen Distanzwahrung und sozialen Distanzierung zu den ‚Objekten‘ der Ablehnung über Abwertung, Hass und Diskriminierung bis hin zu Gewaltverhalten reichen können.

### Das KISSeS-Modell

Zur Ordnung und Deutung der Befunde erweist sich ein Modell als hilfreich, das unmittelbar aus den Materialauswertungen resultiert, mit dem Kürzel *KISSeS* zu bezeichnen ist und damit auf relevante Säulen (menschlicher Versuche) von *Lebensgestaltung* verweist:

- Zum Ersten wird untersucht, in welcher Weise und in welchem Ausmaß die Subjekte *Kontrolle* im Sinne der Verfügung über zentrale Bedingungen der eigenen Lebensführung und der Möglichkeit zur Selbstbestimmung über die Bedingungen von Abhängigkeiten im Kontext ihrer diesbezüglichen persönlichen Erwartungen verspüren.
- Zum Zweiten werden Empfindungen der *Integration* als Sicherstellung von Zugehörigkeit, wertschätzender Anerkennung, Teilhabe und Identifikation eruiert.
- Zum Dritten stehen die jeweilige Erfahrung von *Sinnlichkeit* und die subjektive Bilanz persönlichen sinnlichen Erlebens im Fokus.
- Zum Vierten wird analysiert, wodurch, wie und wie weit durch die Subjekte *Sinnerfahrung und Sinnzuschreibung* erfolgt.
- Zum Fünften werden die Prozesse der produktiven Realitätsverarbeitung danach untersucht, in welcher Weise durchlaufene Erfahrungen mittels sog. *erfahrungsstrukturierender Repräsentationen*, also etwa Assoziationen, Metaphern, Symboliken und mentalitäre Gestimmtheiten, subjektiv geordnet und kommunizierbar gemacht werden.
- Zum Sechsten wird versucht, die individuellen *Selbst- und Sozialkompetenzen* auszumachen, wie Offenheit für Neues, Reflexivität, Einfühlungsvermögen, Affektkontrolle, verbale Konfliktfähigkeit u. Ä. m.

Den Hintergrund dieses Verstehensansatzes bildet der auch aus thematisch ähnlich gelagerten Vorgängerprojekten gewonnene Befund, dass problematische politisch-soziale Haltungen letztlich nicht durch ideologische Indoktrination entstehen, sondern auf Erfahrungen beruhen, die im Zusammenhang mit den Interessen an proaktiver Lebensgestaltung, zumindest

aber im Zusammenhang mit den Herausforderungen von Lebensbewältigung im Sinne des irgendwie Über-die-Runden-Kommens stehen. Vorläufig noch grob formuliert, aber genauer: Werden in Hinsicht auf die Befriedigung basaler Bedürfnisse und Interessen a) nach Kontrolle, also nach dem Wissen darum, das eigene Leben so weit wie möglich im Griff zu haben, b) nach Zugehörigkeit, Wertschätzung, Partizipation und Identifikationsmöglichkeiten, c) nach sinnlichem Erleben von positiver Valenz und d) nach Sinnstiftung(schancen) in den Lebensbereichen sozialer Akzeptanz Defizite erlebt, so wird es wahrscheinlich, sich anderweitig entsprechende Erfüllungen zu suchen. Für betreffende Personen können in einer solchen Lebensphase dann unter bestimmten Umständen Haltungskomplexe und sie verbreitende Organisationen attraktiv werden, die Kontroll-, Integrations-, Sinnlichkeits- und Sinnerfahrungen über Angebote offerieren, die über ethnizistische, nationalistische, kulturalistische, sexistische und weitere Kriterien Differenzbestimmung und oft auch Ausgrenzung propagieren und durchzusetzen versuchen. Dabei werden dann passende Repräsentationen genutzt, die bereits als Ordnungskräfte und Kommunikationsträger im individuellen Erfahrungsspeicher wirken und/oder sich im sozialen Umfeld andienen; dies gilt zumal dann, wenn das Niveau oben angedeuteter Selbst- und Sozialkompetenzen gering ausgeprägt ist.

## PAKOs – Die Befunde

Die Befunde zu den untersuchten pauschalisierenden Ablehnungskonstruktionen sind auf diesem Deutungshintergrund erheblich verkürzt und vergrößert wie folgt zusammenzufassen (vgl. weitaus ausführlicher und differenzierter Möller u. a. 2016, S. 178 ff.):

### Herkunfts- und migrationsbezogene Ablehnungshaltungen

Die Entstehung dieser Haltungen ist vornehmlich auf drei Zusammenhänge und ihr Zusammenspiel untereinander zurückzuführen: erstens auf unmittelbare Erfahrungen von Konkurrenzen und Abgrenzungskonflikten, die entlang natio-ethno-kulturell gedeuteter Linien verlaufen; zweitens auf repräsentationale Einflüsse aus dem öffentlichen oder nahräumlichen Diskurs, die genau diesen Deutungen der Protagonist(inn)en Nahrung geben; drittens auf strukturelle und institutionelle Faktoren, die eine entsprechende Differenzwahrnehmung und zum Teil auch Desintegration und Diskriminierung bestimmter Gruppierungen begünstigen.

*Kontrollaspekte* sind hier von zentraler Bedeutung. Sie beziehen sich vor allem darauf, sich von Angehörigen bestimmter veränderter Gruppierungen (zu diesem Begriff: Reuter 2002) eingeschränkt zu sehen. Diese Einschränkung wird entweder im persönlichen Kontrollerleben über relevante Lebensbedingungen oder – fraternal – bezüglich der Verfügungsfähigkeit der ‚Eigengruppe‘ empfunden. Bei ‚migrantischen‘ Jugendlichen spielen dabei auch strukturelle und institutionelle Einschränkungen seitens staatlicher und/oder gesellschaftlicher ‚deutscher‘ Rahmensetzungen eine moderierende Rolle. Einen zweiten Faktor bilden *Integrationsaspekte*: Zum einen werden verbaute Zugehörigkeitschancen, verwehrte Anerkennung, unzureichende Teilhabe und damit minimierte Identifikationsmöglichkeiten als Desintegration und Abgehängt-Sein erlebt. Zum anderen erfolgt – genau darüber angestoßen – teilweise eine natio-ethno-kulturell aufgeladene Über-Identifikation mit abstrakten Großgruppierungen, aber auch mit den eigenen sozialen Umfeldern, wobei letztgenannte immer wieder auch kontrafaktisch erfolgt, insofern sie die tatsächliche Heterogenität der alltagsweltlichen Bezüge negiert; diese Über-Identifikationen erschweren und behindern wiederum

eine gesamt-gesellschaftliche Integration. Biografische Distanzierungen von herkunfts- und migrationsbezogenen Ablehnungshaltungen sind bei Auflösung dieser Kontroll- und Integrationsproblematiken registrierbar, wobei sie auch neuartige *Sinn*bezüge für die Bewertung des Zusammenlebens von Menschen unterschiedlicher Herkunft ermöglichen.

### Antimuslimische Haltungen

Diese sind – (zumindest graduell) anders als herkunfts- und migrationsbezogene Ablehnungshaltungen – im hohen Maße projektiv: Sie werden nicht mit realen negativen Erfahrungen mit Muslim(inn)en begründet, sondern es werden Hypostasierungen von Zukunftsszenarien („Islamisierung“) angestellt und negative Erfahrungsberichte Dritter (z. B. über Kopftuchzwang) sowie diskursiv vermittelte Negativzuschreibungen (z. B. „Ehrenmorde“) aufgegriffen. Dabei werden fast immer Musliminnen und Muslime als „Ausländer“ und „Fremde“ kategorial „Fremdnationen“ zugeordnet bzw. ethnisiert und pauschal kulturell ‚verändert‘. Des Weiteren wird *der* Islam undifferenziert, auf der Basis allenfalls fragmentarischen Wissens und damit oberflächlich eingeschätzt. So erfolgt dessen Einordnung in ein moralisches Raster, in dem Musliminnen und Muslime den Pol der Intoleranz und Gewaltförmigkeit („Terrorgefahr“) bilden, während der eigenen Person bzw. der ‚Eigengruppe‘ die Funktion des demokratisch geläuterten Moralhüters zugeordnet wird. Eine derartige Orientierung mündet allerdings seltener als herkunfts- und migrationsbezogene Ablehnungen in konkrete physische Gewaltausübung, führt aber zumindest oft zum Gutheißen oder zur Propagierung staatlich-rechtlicher Restriktionen, etwa bezüglich des Baus von Moscheen oder der Regulierung von Zuwanderung.

*Lebenskontrollbedürfnisse* sehen Träger/innen antimuslimischer Haltungen weniger durch konkrete, selbst erlebte Alltagsaktivitäten von Muslim(inn)en beeinträchtigt als durch rücksichtslose und teilweise gewaltsame Expansionsbestrebungen, die *dem* Islam generell unterstellt werden. Unter *Integrationsaspekten* erweist sich als fatal, dass die Haltungsträger/innen im Regelfall in gemeinschaftlichen Interaktionsgeflechten verkehren, die sich mitunter durch die Abwesenheit von Muslim(inn)en, öfter aber noch durch deren Nicht-Wahrnehmung als solche auszeichnen; selbst dann, wenn Kontakt mit Muslim(inn)en besteht, werden (inter-)religiöse Kommunikation und die damit verbundenen Potenziale zu Wissenserwerb und Verständigung gemieden, wodurch diese Jugendlichen stets auf die bereits gespeicherten Repräsentationen zurückgeworfen werden. Offenheit gegenüber dem als ‚fremd‘ Wahrgenommenen kann sich so als *Selbst- und Sozialkompetenz* nicht entwickeln. Hinzu kommt: Weltlich orientiertes *Sinnlichkeitserleben* sehen solche Jugendliche durch ‚den Islam‘ infrage gestellt – dies vor allem dann, sollte die Religion weiter expandieren. Gegenüber transzendentalen *Sinnangeboten* prinzipiell interesselos oder skeptisch eingestellt, erscheinen vielen Jugendlichen Formen muslimischer Religiosität suspekt, zumal sie die mehr oder weniger für sie bekannten christlichen Konventionen nicht reproduzieren und dementsprechend fremd erscheinen. Andere beargwöhnen aus der Selbstverortung als (mindestens formale) Christ(inn)en das religiös Andere des Islam. Distanzierungen von antimuslimischen Haltungen zeigen sich dort, wo ein von beiden Seiten gewollter (und nicht nur institutionell hergestellter) direkter Kontakt mit einem religionsbezogenen Austausch einhergeht, der auf positiv erfahrenen sozialen Beziehungen gründet.

### Antisemitische und antisemitisch konnotierte Haltungen

Diese Haltungen unterscheiden sich in ihren Entstehungs- und Begründungszusammenhängen von den bislang beschriebenen Konstruktionselementen von Ablehnungshaltungen in mindestens zweifacher Hinsicht: Zum Ersten spielen als Plausibilisierungsmechanismen für Ste-

reotypisierung und Ablehnung unmittelbare Erlebnisse und Beobachtungen fast gar keine Rolle. Zum Zweiten wird ein mehrschichtiges und wenig kohärentes Bild der abgelehnten Gruppierung gezeichnet, dessen Vielgestaltigkeit sich von ‚den Juden‘ als einer konkret bestimmbar oder überhaupt bestimmungsbedürftigen Gruppierung entkoppelt, sodass sie als ‚leeres Signifikat‘ fungieren kann. Dabei ist zu unterscheiden zwischen nicht-intentionalen und intentionalen Ablehnungskonstruktionen. Intentionaler Antisemitismus hat zum einen eine extrem rechte, essenzialisierende, ja rassistische Ausformung, die sich hierzulande mehrheitlich bei Deutschen findet und eher selten in Diskriminierungs- oder Gewaltverhalten mündet – schon mangels tatsächlicher sozialer Begegnung; zum anderen liegt er bei (formal) muslimischen Jugendlichen in Gestalt des von Mansel und Spaier (2013) sogenannten „Antagonismus-Narrativs“ vor, das das (als Gesamtheit imaginierte) Kollektiv der Muslime kategorial in unüberbrückbaren Gegensatz zur ‚westlichen Welt‘, insbesondere zu Israel und den USA, stellt und es zugleich in eine Opferrolle gedrängt sieht. Antisemitismus wiederum, von dem angenommen werden darf, dass er nicht intentional ist, benutzt unreflektiert zu Abwertungszwecken von nahezu beliebigen Missliebigen gesellschaftlich vorhandene Bilder und Opfersemantiken (z. B. ‚Du Jude, du Opfer!‘), die aus dem Wissen aus der nationalsozialistischen Judenverfolgung resultieren. Er dient dabei zwar auch der Abgrenzung, lässt aber stärker das Motiv erkennen, sich in konformistischer Weise rhetorisch in die jugendliche Peer-group einzupassen.

Während unmittelbar erfahrene Beschränkungen eigener *Lebenskontrolle* auf Seiten der Haltungsträger/innen keine Rolle spielen, schon aber das Phantasma des die Weltherrschaft anstrebenden Judentums Kontrollbedrohungen in abstrakterer Gestalt beinhaltet, erweisen sich *Integrationen* in soziale Kontexte, in denen antisemitische und antisemitisch konnotierte Haltungen und *Repräsentationen* vagabundieren und dabei legitimen Gebrauch suggerieren, als stark förderlich. *Sinnlichkeitserfahrungen* von positiver Valenz stellen sich in diesem Zusammenhang über die Überlegenheitsgefühle her, die mit der Haltungskonstruktion einhergehen. *Sinnzuschreibungen* erfolgen zum einen darüber, sich mit ihnen von Gruppierungen ‚sozial Schwacher‘ abzusetzen, zum anderen u. U. auch über ihre politischen Konnotationen, die darauf abzielen, mit dem ‚Weltjudentum‘ abzurechnen.

### **Stilbezogene und territorialisierende Ablehnungen**

Solche Ablehnungen weisen neben jugendkultureller Distinktion auch Abwertungsbezüge auf, insofern sie graduelle Abgrenzungen von als zu exaltiert eingestuften Selbstdarstellungen und/oder mit (proto)politischer Aufladung Abgrenzungen von missliebigen Gruppierungen wie etwa ‚Gangstern‘ und ‚Nazis‘ intendieren. Sie haben ferner die Funktion, die Präsenz von ‚Anderen‘ in jenem Lebensraum zu verunmöglichen oder zu beschränken, der für die eigene Lebensgestaltung von Bedeutung ist. Sie amalgamieren dabei häufig mit nationalisierenden, ethnizierenden, kulturalisierenden, religionisierenden und manchmal auch rassifizierenden Haltungen und stellen in solchen Fällen deutlich mehr dar als Geschmacksurteile oder pubertäre Revierkämpfe. Ausgrenzung und vielfach auch Gewalt sind ihnen inhärent. Distanzierungen von entsprechender Gewalt wie auch von den mit ihr verkoppelten pauschalen Ablehnungshaltungen ergeben sich hier nicht durch mehr Kontakt zu den Gegnergruppen, sondern – neben dem Erfahren von Sanktion(sdrohung)en – eher dann, wenn Gelegenheiten zu Kontakt und damit zu Konkurrenzerfahrungen und Konfliktaustragungen abnehmen (etwa durch einen Umzug oder die Aufnahme einer Tätigkeit, die die im öffentlichen Raum verbrachte freie Zeit begrenzt und andere Präferenzen der Freizeitgestaltung mit sich bringt).

Der Stellenwert von *Kontrollaspekten* offenbart sich bei den stilbezogenen Ablehnungen darin, dass über sie oftmals konventionelle Normalitätsvorstellungen zu sichern gesucht werden. Abweichter/innen werden dabei insofern auch als „Loser“ begriffen, als sie es vermeintlich an Qualifizierung, einer gewissen Saturiertheit und familiärer Sicherheit missen lassen. Ihre Existenz weckt die Befürchtung, selber von Kontrollverlusten betroffen werden zu können. Territorialkämpfe werden gehäuft von Jugendlichen ausgefochten, die in anderen Lebensfeldern Ohnmachtserfahrungen machen, sodass sich der Eindruck herstellt, dass hier fundamentale Kontrolldefizite aufgrund schlecht gelungener *Systemintegration* und labiler *Sozialintegration* nach Kompensation streben. Ähnlich verhält es sich mit den Wünschen, *Sinnlichkeit* und *Sinn* in befriedigender Weise zu erfahren. Demonstrationen von Überlegenheit und Macht durch Diskriminierung anderer sowie gewaltsames Verhalten stellen solange subjektiv attraktive Sinnlichkeits- und Sinnbezüge her, wie diese nicht anderweitig, nämlich in Sphären gesellschaftlicher Akzeptanz, faktisch zugänglich und mindestens äquivalent erscheinen.

### Ablehnungshaltungen im Kontext der hegemonialen Geschlechterordnung

Diese betreffen zum einen in kategorial klassifizierender Weise Abweichungen von der gesellschaftliche Geltung beanspruchenden Heteronormativität (Schwule, Lesben u. a. m.), zum anderen aber auch bestimmte, innerhalb dieses Normengerüsts angesiedelte Formen von Gender-Performanz: das Mannhaftigkeitsmuster „interpersonaler Dominanz“ (vgl. Connell 1999) und ein weibliches ‚gender-highperforming‘, das von Jugendlichen (in jeweils differenter Weise) bei „Tussis“ und „Schlampen“ identifiziert wird. Diese sind oftmals mit weiteren, vor allem natio-ethno-kulturellen und auf den sozialen Status bezogenen Negativzuschreibungen verfügt. Im Hinblick auf Menschen, die als Verkörperungen der Devianz von heteronormativen Geltungsansprüchen betrachtet werden, sind mit solchen Orientierungen Aktivität(sbereitschaft)en verbunden, die von persönlichem Distanzstreben über verbal-gestische Diskriminierung und Gewaltandrohung – in manchen Fällen auch persönlicher Gewaltanwendung – bis hin zur Forderung nach rechtlicher und institutioneller Diskriminierung reichen.

Mit *Repräsentationen* aus gesellschaftlichen Diskurselementen ausgestattet und durch eine *Überintegration* in Kontexte einschlägiger peer-kultureller Normalitätsdispositive stetig in Kraft gehalten, assoziieren solche Jugendliche den Kontakt zu Homosexuellen und/oder das Sichtbarwerden von Homosexualität im öffentlichen Raum als eine Art von *Kontrollverlust* bzw. -bedrohung der eigenen sexuellen Selbstbestimmung, die normalitätsbiografisch geprägten *Lebenssinnszuweisungen* (Familie gründen, Kinder bekommen) entgegensteht und als Infragestellung der Exklusivität und vermeintlichen Normgerechtigkeit heterosexuell ausgerichteten *sinnlichen Erlebens* empfunden wird.

Die Ablehnung des archaischen Männlichkeitsmusters erfolgt von drei unterschiedlichen Ausgangspunkten: Zum Ersten wird es aus der Perspektive des Angeschlossenseins an die Realisierung modernisierten Geschlechterverhältnisse als anachronistisch, tradiert-konservativ, patriarchalisch und oft auch – in z. T. ethnizierender Weise pauschalisierend („Türkengangs“) – unterschichtstypisch im Sinne gefährlicher Klassenzugehörigkeit kritisiert. Zum Zweiten wird es von Personen inkriminiert, die für sich in Anspruch nehmen, eben dieses Muster biografisch überwunden und sich in Richtung des gesellschaftlich anerkannten Hegemonialmodells orientiert zu haben. Zum Dritten wird seine besonders exzessiv aggressive Ausprägung von jenen graduell moniert, die ein solches Muster selber besitzen, sich aber als im Grunde friedenswillig präsentieren und behaupten, das Muster nur aus Selbstverteidi-

gungsgründen in Verhalten umzusetzen. In jedem Fall wird es mit *Kontrollverlusten* bzw. -bedrohungen in Verbindung gebracht, in jeweils spezifischer Weise als *Integrationsgefährdung* gedeutet, weitgehend als ‚*sinnliche* Verirrung‘ eingestuft und als Konterpart zu eigenen Lebenssinnvorstellungen empfunden.

Ablehnungshaltungen gegenüber weiblichen ‚gender-highperformern‘ finden sich bei Mädchen und jungen Frauen. Dabei wird sowohl das hypergestylte, extrovertierte und als arrogant beurteilte Verhalten des „Tussi“-Typus als auch das einen freizügig-promiskuitiven Lebensstil pflegende Verhalten von „Schlampen“ – pauschalisierende, von punktuellen Eindrücken abgeleitete Bilder, die im Übrigen gelegentlich auch amalgamieren – als verwerfliche Abweichung von angemessener weiblicher Gender-Performanz verstanden. Auch diese Etikettierungen werden z. T. mit natio-ethno-kulturellen Momenten aufgeladen – etwa, wenn sie moralisierend als ‚westlich-dekadente Libertinage‘ erscheinen. Reaktionen auf entsprechendes Auftreten bewegen sich im Spektrum zwischen sozialer Ächtung und verbaler Diskriminierung. Bei Jungen und jungen Männern herrscht mindestens in Bezug auf diese Typen(bildungen) ein Muster vor, das sexistische Objektivierung mit dem Wunsch nach patriarchaler Kontrolle verbindet. Dies gilt schwerpunktmäßig dann, wenn für die eigene Person das Muster archaischer Mannhaftigkeit orientierungsleitend ist. Benachteiligung des anderen Geschlechts ist ihm per se eingeschrieben; manchmal führt es auch zu Gewaltanwendungen gegenüber Partnerinnen, um ihnen maskuline Kontrollfähigkeit über ihre Person in Erinnerung zu rufen.

Unter den Aspekten von *Kontrolle* erscheint ‚gender-highperforming‘ den sie Ablehnenden als Gefährdung von (v. a. weiblichem) Selbstwert und (v. a. männlicher) Verfügung und Kontrollierbarkeit. Auch hier handelt es sich um ein Gegenbild zu einer sozialen *Integration* und einem Ausleben *sinnlicher* Bedürfnisse, die als gesellschaftlich akzeptabel gelten und denen *Sinn* zugeschrieben wird.

### **Konstruktionen pauschalisierender Ablehnungshaltungen gegenüber gesellschaftlichem ‚underperforming‘**

Die Ablehnung solcher Personen und Gruppierungen ergibt sich daraus, dass deren Lebensführung von einer Position selbst zugeschriebener Normalität aus als misslungen beurteilt wird; dies deshalb, weil sie als Menschen erscheinen, die nur einen geringen Status besitzen; weil sie es nicht schaffen, in ausreichendem Maße ökonomische Ressourcen anzuhäufen, und weil sie Lebensstile pflegen, die mit sozialem Abstieg assoziiert werden und dabei Leistungsfähigkeit sowie Anstrengungsbereitschaft vermissen lassen: Arbeits- und Wohnsitzlose, Hartz IV-Empfänger/innen, illegale Drogen und exzessiv Alkohol Konsumierende, behinderte Menschen u. a. m. Schon im Sprachgebrauch werden sie als „Loser“, „Sozialschmarotzer“, „Penner“, „Spastis“ o. ä. diskreditiert. Ohne hier im Einzelnen auf die diese Gruppierungen jeweils betreffenden Orientierungskonstruktionen eingehen zu können (vgl. dazu genauer: Möller u. a. 2016, S. 617 ff.), lässt sich festhalten, dass sie aktivitätsbezogen zumeist in Richtung auf Auslachen, strikte Distinktion, Kontaktvermeidung, Erwartungen von Konsummäßigung, unbedingte Leistungsbereitschaft, Sanktionierung von ‚Fehlverhalten‘ (etwa durch Kürzung von staatlichen Transferleistungen) bis hin zu Zustimmungen zu einem Arbeitszwang für Erwerbslose und (vereinzelt) zu Forderungen nach Internierung gehen; bei Haltungen zu Menschen mit Behinderung werden neben Mitleidsbekundungen v. a. Formen paternalistischer Diskriminierung postuliert, bei denen institutionelle Exklusion als empathischer Gunstbeweis präsentiert wird.



Im Hintergrund solcher Haltungen ist bei ihren Träger/innen letztlich ein aus Elementen des Erwachsenendiskurses collagiertes Gesellschaftsbild auszumachen, in dem Nachweise eines möglichst hohen sozialen Status sowie von eigenverantwortlicher Leistungsbereitschaft und Leistungserbringung eine derartige Zentralität beanspruchen, dass Verhaltens- und Handlungsweisen, die mit diesem Produktivitätsparadigma nicht konform gehen oder sogar ‚Versagen‘ anzeigen, Ächtung hervorrufen müssen. Hochgradig internalisiert zeichnet es die Modi vor, in denen die Lebensgestaltungsbedürfnisse nach *Lebenskontrolle*, systemischer und sozialer *Integration*, erstrebenswerten *Sinnbezügen* und befriedigenden *sinnlichen Erlebensweisen* im Rahmen sozialer Akzeptabilität Erfüllung finden können. In seiner durchsetzungsmächtigen Normativität trägt es dazu bei, abweichende Lebensstile und Lebensführungsmuster nicht nur entsprechend zu markieren und daher abzulehnen, sondern sie auch u. U. weitergehend zu diskreditieren, zu diskriminieren und gewaltförmig in Schach zu halten – selbst dann, wenn die eigene Lebensführung diesem Leitbild nicht in Gänze oder sogar nur rudimentär gerecht wird.

Wie längsschnittliche Betrachtungen aufzeigen, sind die skizzierten Haltungen bei jungen Menschen keineswegs festgefügt. Im Gegenteil: Sie weisen hohe Situativität, Kontextabhängigkeit, Prozessualität und Fluidität auf. Es handelt sich also bei ihnen um Phänomene, die ‚im Fluss‘ sind und deshalb durchaus Chancen auf De-Konstruktion bieten.

### Jugendarbeiterische Konsequenzen

Ohne an dieser Stelle aus Platzgründen differenziert auf Schlussfolgerungen für den pädagogischen Umgang mit einzelnen der o. g. Ablehnungskonstruktionen eingehen zu können, ist themenübergreifend und dabei thesenförmig zu konstatieren:

1. Pauschalisierende Ablehnungskonstruktionen (PAKOs) von Jugendlichen sind bedeutende Herausforderungen für jegliche Arbeit mit ihnen. Sie schlicht zu ignorieren oder zu bagatellisieren, ihre Bearbeitung allein oder vorrangig der Schule, anderen Bildungsträgern oder der Zivilgesellschaft zu überlassen oder gar sogleich nach den Repressionsorganen zu rufen, käme einem Offenbarungseid demokratischer Jugendarbeit gleich. In Bezug auf PAKOs Handlungsveränderungen anzusteuern, ist mithin nicht nur legitim, sondern eine *conditio sine qua non* für gesellschaftliche Verhältnisse und Sozialisationsbedingungen, in denen Menschenverachtung, Ausgrenzung, Diskriminierung und Gewalt keinen Platz haben, die der Weiterentwicklung der Demokratie hingegen explizit Raum erhalten soll.
2. Auf die benannten Problematiken bezogen, muss Jugendarbeit deshalb dafür Sorge tragen, dass Jugendliche PAKOs möglichst erst gar nicht aufbauen und stattdessen Einlassungs- und Auseinandersetzungsbereitschaften entwickeln, die einer demokratisch-pluralistischen Wahrnehmungs- und Aushandlungskultur zuträglich sind; und die Jugendarbeit muss andererseits dort tätig werden, wo sie konkreter PAKOs gewahr wird.
3. Eine nachhaltige Prävention gegenüber PAKOs fußt weniger auf themenbezogener Auseinandersetzung und Erörterung als vielmehr wesentlich auf einer grundlegenden Arbeit an *Demokratieentwicklung*. Diese zielt darauf, die Lebensverhältnisse des Aufwachsens (jugend)politisch und pädagogisch so zu konturieren, dass KISSeS-Erfahrungen demokratiekompatibel sowie gewalt- und diskriminierungsfern durchlaufen werden können und dabei nicht nur wechselseitige Toleranz, sondern intersubjektive Wertschätzung erfahren werden kann. Denn wer die Erfahrung macht, in diesem Sinne sozial akzeptiert die Geschicke seines Lebens weitgehend souverän im Griff zu haben, dabei integriert und sinn-

lich zufrieden zu sein, in seinem Leben Sinn zu sehen und so seine Gestaltungs-, Selbst- und Sozialkompetenzen anwenden und weiterentwickeln zu können, ist weniger anfällig, zu Haltungen Zuflucht zu nehmen, die die gewünschten Kontroll-, Integrations-, Sinn- und Sinnlichkeitserfahrungen in problematischer Weise zu gewähren versprechen. Die Wahrscheinlichkeit verringert sich, dass entsprechende Repräsentationsofferten Attraktivität entfalten können, denn sie haben dann nicht das Potenzial, die gemachten Erfahrungen passgenau zu strukturieren.

4. Wie das oben angesprochene fachliche Mandat bereits andeutet, ergeben sich für die Jugendarbeit aber nicht nur Aufgaben der *Prävention*, sondern auch der *Intervention*. Nicht minder wichtig, als der Entwicklung von Ablehnungshaltungen der o. g. Konturen vorzubeugen, ist es, auf ihre – oftmals auch nur subtile – Präsenz in Alltagskommunikation und -verhalten zu reagieren – denn bereits auf dieser Ebene werden die sie tragenden Repräsentationen (re)produziert und normalisiert – und insbesondere immer dann einzuschreiten, wenn sie bedrohlich offen zu Tage treten. Im Allgemeinen hat man es dabei in der Jugendarbeit weniger mit dem politisch organisierten Auftreten von Problemträger(inne)n zu tun als mit punktuellen, jedoch sich durchaus wiederholenden einschlägigen Vorkommnissen im Alltag. Sie lassen sich erfahrungsgemäß längst nicht bei jeder Klientel mit klassischen Bildungsformaten und themenbezogenen Veranstaltungen angehen. Dies gilt vor allem für sog. bildungsferne Schichten, die gerade in den Bereichen der Jugendarbeit überproportional vertreten sind. Deshalb ist vielfach zunächst einmal anlassbezogenes und situatives Reagieren vonnöten. Dies wiederum ist eine Interventionsform, die sehr stark von der Persönlichkeit der Fachkraft, bspw. ihrer Schlagfertigkeit, ihrer Fähigkeit, professionelle Beziehungen herzustellen, und ihrer politisch-sozialen Haltung einschließlich ihrer Themensensibilität abhängt und bislang trotz ihrer großen Bedeutung im pädagogischen Alltagsgeschehen wenig konzeptionell bedacht wird. Die inzwischen durchaus vielfältigen, nicht zuletzt seit Jahren durch Bundesprogramme geförderten Ansätze der Entgegnung auf rechtsextremistische, anderweitig ‚menschenfeindliche‘ und gewaltförmige Tendenzen unter Jugendlichen täten gut daran, stärker auch in diesem Sinne Strategien informellen Lernens zu entwickeln und in der Jugendarbeit Beschäftigte für deren Einsatz zu qualifizieren.
5. Dabei kommt es weniger darauf an, virtuos auf der Klaviatur eines umfassenden und bis ins Letzte ausgeklügelten Methodenarsenals zu spielen. Noch weniger führt die Eins-zu-eins-Kopie von Best-practice-Didaktiken weiter, wo sehr spezifische sozialräumliche und persönliche Ausgangsbedingungen vorherrschen. So hilfreich methodische Kreativität und didaktisches Können sind – wie schon angedeutet, erweist sich als entscheidender als der Griff in die ‚pädagogische Trickkiste‘, die Haltung der jeweiligen Fachkraft (vgl. dazu näher: Becker u. a. 2013). Eine notwendigerweise durch Wissen und Können angereicherte professionelle Haltung ist dabei als Resultante eines Zusammenspiels nicht nur von Persönlichkeit und fachpraktischer Reflexivität, sondern drittens auch von wissenschaftlicher Herangehensweise zu verstehen, die in konzeptionelle Arbeit mündet. Denn auch in der Praxis pädagogischer und sozialer Arbeit gilt es, wissenschaftlichen Prinzipien zu folgen: analytisches Herangehen an Problemlagen, Bezugnahme auf theoretisches und empirisches Wissen zur Beschreibung und Deutung der jeweiligen Problematik, Aufstellen vorläufiger Hypothesen, auf dieser Basis Experimentieren mit Problembearbeitungsweisen, Evaluation der Wirksamkeit usw.
6. Vielerorts wird bei der Reaktion auf einschlägige Äußerungen und Aktivitäten pädagogisch und sozialarbeiterisch auf die Kraft des besseren Arguments vertraut. Wo nicht oh-

nehin bei moralischer Ermahnung stehengeblieben wird, ist man dann bemüht, über die Falschheit und vermeintliche Sinnlosigkeit von un- und antidemokratischen Haltungen aufzuklären und ihre Träger/innen von demokratie-kompatiblen und gewaltfernen Einstellungen zu überzeugen. Ein Großteil der gut gemeinten Bildungsarbeit ist darauf ausgerichtet. Indes: Das Problem dabei ist, dass Belehrungen gegen Erfahrungen kein Gewicht entfalten können. Erfahrungen sind im Regelfall nur mit Erfahrungen auszukontern. Konkret: Wer neu die Erfahrung macht, dass bspw. Migrant(inn)en anders sind, als vorher gedacht und – etwa über Begegnungen – erlebt, dass Musliminnen und Muslime durchaus nicht dem Bild entsprechen, das islamfeindliche Kreise von ihnen zeichnen, wird eindrücklich irritiert – sofern diese Erfahrungen, z. B. weil sie sich wiederholen, nicht schlicht als Ausnahme von der Regel bagatellisiert werden können. So jemand sieht sich dann dazu herausgefordert, sich neu zu orientieren. Erst wenn solche Suche nach neuen Orientierungen durch Erfahrungen ausgelöst wurde oder zumindest parallel initiiert wird, können Angebote von alternativen Deutungen ihre Wirkung entfalten.

7. Der Erfahrungsansatz impliziert, dass die landauf, landab faktisch noch vielfach betriebene kognitivistische Aufklärungsarbeit mittels Info-Veranstaltungen, seminaristischer Diskussion, argumentativer Belehrung u. ä. Formaten als Verkürzung erscheinen muss. Sicherlich ist es wichtig, den Repräsentationshaushalt von Subjekten und ihren sozialen Umfeldern, die Ablehnungshaltungen vertreten, durch Alternativen anzureichern und zu irritieren. Dabei ist aber zu berücksichtigen, dass Repräsentationen auch hochgradig intuitiv, assoziativ, symbolisch und habituell verankert sind. Neben Überlegungen und Überzeugungen, die einer (u. U. pseudo)rationalen Logik folgen, sind daher im Interesse einer Dekonstruktion von Ablehnungen, Diskriminierung(sbereitschaft)en und Gewalt auch irrational wirkende Gestimmtheiten, Mentalitäten und Gewohnheiten zu beeinflussen. Dazu ist es erforderlich, *den ‚ganzen‘ Menschen in pädagogische Prozesse zu involvieren*, also etwa auch seine (sozio)emotionalen Bezüge und körperlichen Voraussetzungen und Wunschvorstellungen zu berücksichtigen. Anders sind die Voraussetzungen für wirksame Irritationen nicht zu schaffen.
8. Irritierende Erfahrungen sind also wichtig, sie aber jugendarbeiterisch zu ermöglichen, wird allein durch punktuelle Aktionen kaum von Erfolg gekrönt sein. Es bedarf *langfristiger Arbeit*. Dies gilt nicht nur deshalb, weil davon auszugehen ist, dass die De-Konstruktionen von Ablehnungshaltungen nicht weniger Zeit in Anspruch nehmen als die Konstruktionen; es gilt auch deshalb, weil das Bewirken von Handlungsveränderungen auf Seiten der Klientel *hochprofessionelle Beziehungsarbeit* voraussetzt. Nur wenn guter Kontakt, Verlässlichkeit und Vertrauen zwischen Fachkraft und Klient/in bestehen, kann sich die Bereitschaft entwickeln, einander Gehör zu schenken und die eigene Positionierung ernsthaft zu überdenken und infrage zu stellen. Beziehungsarbeit als entscheidendes Fundament für professionelle Einflussnahme auf Orientierungs- und Verhaltensänderungen anzuerkennen, impliziert aber auch, politisch die Strukturen für diese Arbeit abzusichern bzw. erst noch zu schaffen. Förderungspolitik, die auf ‚Projektitis‘ hinausläuft, indem sie Projektträger dazu zwingt, zeitlich befristete Projektschnipsel nach und nach ‚aneinander zu kleben‘, um überhaupt kontinuierliche Arbeit leisten zu können, ist hochgradig kontraproduktiv. Sie birgt nicht nur die Gefahr fataler konzeptioneller Brüche und gefährdet die Arbeit durch permanenten ‚Antragsstress‘, sondern sorgt auch nolens volens für ein Ausmaß an Mitarbeiterfluktuation, das gerade kontinuierlicher Beziehungsarbeit nicht zuträglich ist.

9. Abgesehen von Feldern wie der sog. Ausstiegsarbeit für Rechtsextremist(inn)en oder – neuerdings – für Islamist(inn)en wird in der politischen Bildung zumeist auf Arbeit mit Gruppen gesetzt, wobei es sich dabei zumeist um zeitlich befristete Seminargruppenkonstellationen, dagegen eher selten um lebensweltliche Gruppen mit gemeinsamen und mehr oder minder auf Dauer gestellten sozialen Alltagsbezügen handelt. In dem Maße wie biografische und sonstige persönliche Faktoren jedoch, wie aufgezeigt, PAKOs prägen, ist Arbeit am Einzelfall und ggf. an kleineren Beziehungsgeflechten erforderlich.
10. Allein Jugendarbeit wird die hier in Rede stehenden Probleme nicht lösen können. Ähnlich wie bei der Zurückdrängung des Rechtsextremismus bedarf es hier einer gesellschaftlichen Breitbandinitiative, die neben anderen sozialen und pädagogischen Einrichtungen, Behörden, Unternehmen, Verbänden, Kirchen und der Zivilgesellschaft auch Wissenschaft und Politik mit einschließt. Zum Ersten ist die Jugendarbeit nicht das einzige Arbeitsfeld, das professionellen Umgang mit Jugendlichen pflegt; insofern sind etwa Schule und Jugendhilfe nicht minder in der Verantwortung. Zum Zweiten sind pauschalisierende Ablehnungskonstruktionen durchaus nicht nur bei Jugendlichen verbreitet, so dass auch andere Adressatengruppen wie etwa Kinder und vor allem – viel stärker als dies bislang der Fall ist – Erwachsene einzubeziehen sind. Zum Dritten sind die Nährböden für PAKOs in der Gesellschaft derart breitflächig verteilt und strukturell verankert, dass es kaum gesellschaftliche Sektoren gibt, in denen sie nicht existieren. Solange die gesamtgesellschaftliche Sensibilität gegenüber PAKOs jedoch unterentwickelt ist, bleibt der Jugendarbeit nichts anderes übrig, als das Ansinnen von Alleinzuständigkeit oder zumindest Primärzuständigkeit von sich zu weisen und zugleich Vernetzungen aufzubauen und zu stabilisieren, die eine weitflächige und kooperativ angelegte Bearbeitung des Problemkomplexes befördern können. Dazu lassen sich Ansätze nutzen, die im Rahmen der ‚Bekämpfung‘ von Rechtsextremismus entstanden sind, etwa durch lokale Aktionspläne bzw. Partnerschaften für Demokratie.

## Literatur

- Becker, Reiner u. a.* (2013): Die Pädagogenpersönlichkeit oder: Wie spricht man mit denen, mit denen man eigentlich nicht sprechen möchte? In: Becker, Reiner/Pallos, Kerstin (Hrsg.): Jugend an der roten Linie. Analysen von und Erfahrungen mit Interventionsansätzen zur Rechtsextremismusprävention, Schwalbach/Ts.
- Connell, Robert W.* (jetzt Raewyn) (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen.
- Heitmeyer, Wilhelm* (Hrsg.) (2002-2012): Deutsche Zustände, Folge 1–10; Frankfurt a. M./Berlin.
- Mansel, Jürgen/Spaiser, Viktoria* (2013): Ausgrenzungsdynamiken. In welchen Lebenslagen Jugendliche Fremdgruppen abwerten, Weinheim und Basel.
- Möller, Kurt/Grote, Janne/Nolde, Kai/Schuhmacher, Nils* (2016): „Die kann ich nicht ab!“ Ablehnung, Diskriminierung und Gewalt bei Jugendlichen in der (Post-)Migrationsgesellschaft, Wiesbaden.
- Zick, Andreas/Klein, Anna* (2014): Fragile Mitte – Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2014, Bonn.
- Zick, Andreas/Küpper, Beate* (2015): Wut, Verachtung, Abwertung. Rechtspopulismus in Deutschland, Bonn.